

(Nachdruck verboten.)

81)

Die Mutter.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Adolf Heß.

XXV.

Aber da stand Andrej auf, schaukelte, blickte die Richter finster an und begann:

„Meine Herren Verteidiger . . .“

„Sie haben den Gerichtshof und nicht die Verteidigung vor sich!“ bemerkte der Richter mit dem kranken Gesicht, böse und laut.

An Andrejs Gesichtsausdruck erkannte die Mutter, daß er die Richter foppen wollte, sein Schnurrbart zitterte, in seinen Augen glänzte listige Raubenfreundschaft, die sie wohl kannte. Er rieb mit seiner langen Hand fest den Kopf und senkte.

„Wie so denn?“ erwiderte er, den Kopf schüttelnd. „Ich denke, das ist nicht der Fall, Sie sind keine Richter, sondern nur Verteidiger.“

„Ich bitte Sie, zur Sache zu sprechen!“ bemerkte der Greis trocken.

„Zur Sache? Gut! Ich habe mich schon so weit gebracht, daß ich glaube, Sie sind wirklich Richter, unabhängige, rechtschaffene Leute . . .“

„Der Gerichtshof bedarf Ihrer Charakterisierung nicht.“

„Bedarf ihrer nicht? . . . hm . . . Nun, ich werde den noch fortfahren . . . Sie sind Leute, für die es weder Bekannte, noch Fremde gibt, Sie sind — freie Männer. Da stehen vor Ihnen zwei Parteien, und eine klagt: „Man hat mich ausgeplündert und geknebelt!“ Die andere aber antwortet: „Ich habe das Recht zu plündern und zu knebeln, weil ich eine Plinte in der Hand habe.“

„Haben Sie etwas zur Sache zu bemerken?“ fragte der Greis in erhöhtem Ton. Seine Hände zitterten, und für die Mutter war es angenehm, ihn böse zu sehen. Aber das Benehmen Andrejs gefiel ihr nicht — es paßte nicht zu der Rede ihres Sohnes. Sie wünschte einen ernstern und strengen Streit.

Der Kleinrusse blickte den Greis schweigend an, rieb sich dann den Kopf und sagte ernsthaft:

„Zur Sache? . . . Wozu soll ich denn mit Ihnen zur Sache sprechen? Was Sie wissen mußten, hat der Genosse gesagt. Das Uebrige werden Ihnen, wenn die Zeit kommt, andere klar machen . . .“

Der Greis stand langsam auf und erklärte:

„Ich entziehe Ihnen das Wort! Gregor Samoilow.“ Der Kleinrusse preßte die Lippen fest zusammen und ließ sich träge auf die Bank nieder. Neben ihm erhob sich Samoilow.

„Der Staatsanwalt hat die Genossen Barbaren genannt, Feinde der Kultur . . .“

„Sie sollen nur über das sprechen, was Ihre Angelegenheit betrifft . . .“

„Das betrifft sie auch . . . Es gibt nichts, was brave Leute nichts angeht . . . und ich bitte, mich nicht zu unterbrechen . . . Ich frage Sie, was ist eigentlich Ihre Kultur?“

„Wir sind nicht hier, um mit Ihnen zu disputieren! Zur Sache!“ sagte der Greis, die Zähne entblößend.

Andrejs Verhalten hatte die Richter deutlich verändert. Seine Worte hatten gleichsam von ihnen etwas abgewischt: in ihren grauen Gesichtern erschienen Flecke, in den Augen brannten kalte, grüne Funken. Pawels Rede hatte sie erregt, durch ihre Kraft aber diese Erregung zurückgedrängt und ihnen unwillkürlich Achtung eingeflößt; der Kleinrusse dagegen hatte diese Zurückhaltung heruntergerissen und das bloßgelegt, was unter ihr war. Sie flüsternten untereinander mit sonderbaren Mienen und bewegten sich jetzt unangemessen schnell.

„Sie erziehen Spione, Sie verführen Frauen und Mädchen, Sie machen die Leute zu Dieben und Mördern. Sie vergiften sie mit Branntwein . . . Internationales Morden, Lügen im ganzen Volk, Sittenverderbnis und Verwilderung — das ist Ihre Kultur! Na, wir sind Feinde dieser Kultur!“

„Ich bitte Sie!“ schrie der Greis, während sein Kinn heftig zitterte. Doch Samoilow, über und über rot und mit blitzenden Augen, schrie ebenfalls:

„Aber wir verehren und schätzen jene andere Kultur, deren Schöpfer Sie in Gefängnissen haben verschmachten lassen und um den Verstand gebracht haben . . .“

„Ich entziehe Ihnen das Wort! . . . Fedor Masin.“

Der kleine Masin erhob sich, als wenn plötzlich ein Wriem in die Höhe schnellte, und sagte mit überspringender Stimme:

„Ich . . . ich schwöre! . . . Ich weiß, Sie haben mich schon verurteilt . . .“ Er schnappte nach Luft, wurde blaß, in seinem Gesicht blieben nur die Augen übrig, er streckte die Hand aus und rief:

„Ich — gebe mein Ehrenwort! Wohin Sie mich auch verbannen — ich laufe fort, kehre zurück, werde immer arbeiten . . . mein ganzes Leben. Mein Ehrenwort!“

Esifow räusperte sich laut und bewegte sich unruhig hin und her. Das ganze Publikum, der immer höher steigenden Erregung nachgebend, lärmte seltsam und dumpf. Jrgendwo weinte ein Weib, jemand hustete erstickt. Die Gendarmen betrachteten die Angeklagten mit stumpfsinnigem Erstaunen, das Publikum — wütend. Die Richter schwankten, der Greis rief mit dünner Stimme:

„Iwan Gussjew!“

„Ich will nicht reden!“

„Wassili Gussjew!“

„Ich auch nicht!“

„Fedor Dufin!“

Der weißliche, verblichene Bursche erhob sich schwerfällig, schüttelte den Kopf und sagte langsam:

„Sie sollten sich schämen! . . . Ich bin schwer von Begriff und weiß doch, was Gerechtigkeit ist! . . .“ Er erhob die Hand über den Kopf und schwieg, die Augen halb schließend, als blickte er irgendwohin weit in die Ferne.

„Was?“ schrie der Greis erregt und erstaunt und sank in seinen Sessel zurück.

„Schön gut . . .“

Dufin ließ sich finster auf die Bank nieder. In seinen dunklen Worten lag etwas Riesengroßes und Wuchtiges, etwas traurig Vorwurfsvolles und Raibes. Das fühlten alle und selbst die Richter horchten, ob nicht ein Echo ertönen würde, das noch deutlicher war als diese Worte. Auf den Bänken für das Publikum erstarb alles, nur das leise Weinen zitterte wieder in der Luft. Der Staatsanwalt lächelte aber bald achselzuckend, der Adelsmarschall hustete dumpf und allmählich entstand wieder Geselüster, das sich erregt im Saale hinwand.

Die Mutter beugte sich zu Esifow und fragte:

„Werden die Richter sprechen?“

„Ist alles zu Ende . . . jetzt wird nur noch das Urteil verkündet . . .“

„Weiter nichts?“

„Nein . . .“

Sie glaubte ihm nicht.

Frau Samoilow saß unruhig auf der Bank, stieß die Mutter mit der Schulter und dem Ellbogen an und sagte leise zu ihrem Mann:

„Was ist denn das? Wie kann man denn so? . . .“

„Du siehst ja, daß man das kann . . .“

„Was wird denn aber mit ihm, mit Grischa da? . . .“

„Schweig . . . Laß nach . . .“

Alle hatten die Empfindung, als sei in ihrem Innern etwas von der Stelle gerückt, etwas zerstört, zerklüftet. Die Leute blinzelten verständnislos mit blinden Augen, als wenn etwas Helles mit undeutlichen Umrissen und von unbekannter Bedeutung aber voll schrecklicher, hinreichender Kraft vor ihnen aufgeflammt wäre. Und da sie das Gewaltige, das plötzlich vor ihnen auftauchte, nicht verstanden, wechselten sie geschwind das neue Gefühl gegen ein kleines, sichtbares, bekanntes um. Der alte Dufin flüsterte ungeniert und laut:

„Erlauben Sie . . . warum lassen Sie einen nicht reden? Der Staatsanwalt kann die ganze Zeit reden, so viel er will . . .“

Neben der Bank stand ein Beamter, der den Leuten zuwinkte und mit gedämpfter Stimme sagte:

„Still doch . . . still . . .“

Samoilow lehnte sich zurück und stieß hinter dem Rücken seiner Frau laute, abgerissene Worte heraus:

„Natürlich — sie haben Schuld, wollen wir sagen . . . aber laßt sie sich doch erklären! Geizen was sind Sie eigent-

Sich angegangen? Gegen alles? . . . Ich möchte das verstehen. Wo ist die Wahrheit? . . . Laßt sie doch reden."

"Still!" rief der Beamte, ihm mit dem Finger drohend. Sisso nicht verdrießlich mit dem Kopf.

Die Mutter aber beobachtete unverwandt die Richter und sah, wie sie immer mehr in Erregung gerieten und miteinander sprachen, ohne daß man ihre Worte verstehen konnte. Der kalte und schlüpfrige Klang ihrer Stimmen berührte ihr Gesicht und rief dadurch ein Zittern ihrer Wangen, ein krankes, widerwärtiges Gefühl im Munde hervor. Es war ihr, als wenn sie alle vom Körper ihres Sohnes und seiner Freunde sprachen, von dem festen, nackten Körper, von den Muskeln und Gliedern der Jünglinge, voll heißen Blutes und lebendiger Kraft. Diese Körper entsafteten in ihnen den bösen, ohnmächtigen Neid von Bettlern, die zähe Bier ausgegomerter, kranker Menschen. Sie schmähten mit den Rippen und bedauerten diese Leiber, die imstande waren zu arbeiten und zu bereichern, das Leben zu genießen und zu schaffen. Jetzt wurden sie dem Geschäftsverkehr des Lebens entzogen, die Möglichkeit, sie zu besitzen, ihre Kraft zu benutzen und sie zu verzehren schwand. Und deswegen riesen die Jünglinge bei den alten Richtern die rachsüchtige, schmerzliche Erregung eines erbosten Tieres hervor, das frische Nahrung vor sich sieht, aber nicht mehr die Kraft hat, sie zu packen, die Macht verloren hat, sich an fremder Kraft zu sättigen und nun krankhaft brummt und schmerzlich heult, da es sieht, daß der Gegenstand, der es sättigen kann, verschwindet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Geheimrat Klette.

Von Carl Busse.

Einer meiner früheren Mitschüler vom Polajewoer Gymnasium, der sich in Berlin als Arzt niedergelassen, erzählte mir folgendes:

"Wie Du weißt, war schon auf der Schule das unbelegte Butterbrot häufiger bei mir als das belegte. Und als ich mein Staatsexamen hinter mir hatte, befand ich mich im Besitz von 91 Mark und 4 Pfennigen. Ich konnt' gar nicht dran denken, mir eine Praxis zu suchen, und so mißt' ich von Glück sagen, als ein Bekannter mir eine mehrmonatliche Vertretung verschaffte. In einem nicht gerade kleinen, aber von jedem Bahnverkehr abgeschnittenen märkischen Dorf sollt' ich zum erstenmal auf die Menschheit losgelassen werden.

Als ich an einem Maitag dort anlangte, wartete vor der Tür des Doktorhauses bereits der Wagen, der den ansässigen Kollegen zur Bahn bringen sollte. In Hast wurde ich empfangen, in einer halben Stunde bekam ich das Allernotwendigste zu wissen, und etwas später sah ich als ärztlicher Dorfprophete allein in dem freundlichen Haus.

Das Dorf war, wie gesagt, nicht klein. Aber der echte Bauer läßt den Arzt mit Vergnügen verhungern. Es war mir ganz besonders eingeschärft worden, nur billige Rezepte zu verschreiben, weil die Leute nur diese allenfalls anfertigen ließen.

Mein Wohnhaus lag unweit der Kirche und dem Schloß. Das Schloß, von einem herrlichen Park umgeben, gehörte den Grafen von S. Die Kirche stand am Ende einer breiten Allee, die von vielhundertjährigen Kastanien gebildet wurde. So weit war alles ganz gut. Die alte Haushälterin brachte mir ein leidliches Frühstück, und nach der Magenstärkung zog ich den schwarzen Rock an, um im Schloß, im Pfarrhaus und hier und da noch meine Karte abzugeben. "Halten Sie sich an den Geheimrat, Kollege!" hatte der Arzt, den ich betrat, mir noch vom Wagen aus zugerufen. "Er kann Ihnen nützen." Ich zerbrach mir den Kopf, was in diesem Dorf ein Geheimrat mache, und als ich beim Pastor, einem jungen und sehr angenehmen Menschen, Visite schnitt, fragte ich natürlich. "Das versparen Sie sich zu morgen," war die lachende Antwort. "Er wird schon selbst bei Ihnen antreten."

Noch konfusier ging ich in die Wohnung zurück. Kein Mensch ließ sich sehen. Es war bodenlos langweilig. Endlich, am nächsten Morgen, klopf es. Und ehe sich die Tür noch öffnet, tönt von draußen eine Stimme: "Ich bin's, verehrter Herr Doktor! Darf ich eintreten?"

Und auf mein "Bitte" geht die Tür auf. Steht da ein seltsamer Geister.

"Ganz ergebenster Diener, Diener! Wünsche wohl geruht zu haben! Keine Umstände, bitte — Herr Doktor Friedrich, nicht wahr? Weiß ich, weiß ich! Herr Doktor wird von mir gehört haben: Geheimrat Klette, auch Klette mit den sieben Nasen genannt — wegen der Auswüchse hier, sehr interessante Polypen —! Barbier, Friseur, Zahnarzt, Heilgchülse, Fleischbeschauer, Fahrradhändler und erster Assistent des nun verreisten Doktor Kahn! Nehmen Sie gefälligst Platz — hier am Fenster! Licht braucht der Lebendige!"

Und schon fliegt das Messer mit elegantem Schwung den Lederriemen rauf und runter.

Ich kann mir das Lachen kaum verbeißen.

"Bedaure, Herr Klette, Herr Geheimrat, das Rasieren ist heute wohl nicht nötig."

"Aber Herr Doktor!" Entsetzt, vorwurfsvoll kommt es heraus. "Kollega belieben zu spazieren, sagt Birchow, wenn seine Assistenten falsche Diagnosen stellen. Allen Menschen ist es nötig, daß ein scharfes Messer über sie geht — innen und außen! Wenn man keine Serviette bei sich hat, tut es das Schnupstuch, insofern es noch nicht oft gebraucht ist. Ich aber habe heute eine reine Serviette hier, zur Einweihung. Das werden Sie dem Geheimrat nicht antun!"

Stell' Dir dabei die Bisage vor: unter einer niedrigen Stirn, die Künstlerloden überwallen, ein paar verschmigte Neuglein, das ganze Gesicht aber beherrscht von der ungeheuren Nase und ihren Anhängseln. Es war unsäglich komisch. Uebrigens taxiere ich heute, daß der "Geheimrat" komisch sein wollte. Ich merkte bald, daß er ein ganz geriffener Gauner war.

Vorläufig also setz ich mich hin und laß mich wirklich abtragen. Dabei schwacht und und schwabbelt Klette ununterbrochen. Man muß seine näselnde, asthmatische Sprechweise dazu kennen.

"Hier im Dorf, Herr Doktor," sagt er, "unter den dummen Kuhbauern, da muß man zusammenhalten. Als ich gehört hab', der Doktor Kahn will ein paar Monate weg, hab' ich die Leute vor Aerger alle blutig barbiert. Denn mit wem soll man noch verkehren? Da aber kommen Sie! Die akademische Bildung — bitte ergebenst um die linke Wade — macht frei! Bildung und Reisen! Glauben Sie, ich hätt' solchen Strich, wenn ich hier mein Lebtag gefessen hätte? Fragen Sie in London, Oxfordstreet 112, ob man Gustav Klette kennt. Er hatte damals allerdings nur zwei Nasen! Fragen Sie den Generalpostmeister Erzellenz Stephen — ach so, er ist auch tot! —, ob ich ihm die Hühneraugen geschnitten hab' oder nicht! The razor is notched — lange gut für die Bauern! Aber einem Kollegen möcht ich nicht gern wehtun! So, Herr Doktor — thank you! I hope to see you again soon!"

Mit stolzem Lächeln strich er den Schaum vom Finger. Aber es paßte mir gar nicht, daß er schon fort wollte.

"Nehmen Sie einen Kognat und bleiben Sie noch ein bißchen, Geheimrat!" sagte ich. Denn mir lag daran, über die neuen Verhältnisse genauer unterrichtet zu werden.

Er strahlte, unterdrückte jedoch würdevoll seine Befriedigung und warf nachlässig hin: "Wenn der Herr Doktor wünschen — ich habe zwar sehr wichtige Gänge vor, doch die Leute müssen eben warten. Und was es hier zu tun gibt? hm, mal eine Sputumuntersuchung, mal Rheumatismus, dies, das — wenig genug. Die Viecher kommen erst zu uns, wenn sie im Sterben liegen. Mit denen muß man umgehen können, Herr Kollega — wenn ich so sagen darf! Weder Bildung noch Weltkenntnis — 't is horrible! Aber sie duden sich, wenn ich Ihnen beifeh', hol's der Teufel!"

Er grinste. "Ein anderer Barbier ist nicht in der Nähe, und wen ich nicht leiden kann, der singt Arien, wenn er mir Sonntags unters Messer fällt. Sie verstehen — ich hab' ein altes Messer. Ich nenn's nur den "Schinder". In London, Oxfordstreet 112, war es noch neu! Jetzt aber — Herr Doktor, es fühlt jeder! Und ich zieh Zähne, wissen Sie! Den Bauernklümmel, den Dotterlabtsch von den Labsches, hab' ich dreimal um die die Stube geschleift und hab' ihm dann noch das Dopeppte abgenommen, weil ich 'ne Viertelstunde gezogen hab'! Der schreit nicht mehr über meine Nase, so wahr ich der Geheimrat bin! Pferdekuren sind das einzig Richtige hier! Nur die akademisch gebildeten Leute — da bin ich natürlich anders, da fühl ich mich hingegeben. Der alte Graf ist voriges Jahr gestorben — er konnt sich tollachen! Immer, wenn ich ihn rasiert hatte, nahm er 'en Spiegel und sagte: "Klette, ich seh wieder aus, als käm ich aus der Schlacht bei Jena!" Woher aber kam das? Ich, Herr Doktor, kann wie kein zweiter eine Nase nachmachen, wenn ihr Schwanz zwischen die Tür geklemmt ist. Täuschend, Herr Kollega . . . ich werde bei Gelegenheit Ihnen die Sache vorführen. Ein kleiner Scherz, den sich auch der Gebildete gern macht. Nun, kaum hab' ich das Rasiermesser gezogen und fang an, so fragt der Graf: "Klette, wo bleibt die Nase?" Als dienst-eifriger Mensch leg ich los . . . als der ganze Schwanz abgequetscht wird. Dabei rasier' ich, doch natürlich windet sich der Graf vor Lachen und wird geschnitten. Dafür kann ich nichts. Doch der alte Graf Ferdinand war sonst anständig. Hören Sie nur . . . aber da sitz ich mit meinen sieben Nasen und riech nicht, daß der Kognat alle ist. Noch ein Gläschen, Herr Doktor?"

Dienst-eifrig schenkte er ein. Natürlich genehmigte er sich selbst inzwischen drei oder vier.

"Hören Sie nur — was ich sagen wollte — also eines Tags werde ich aufs Schloß gerufen, der Graf hat furchtbare Zahnschmerzen, und der Arzt ist gerade nach Berlin gereist. Da soll ich den Zahn ziehen. Wetter, meine Zange ist rostig wie ein alter Rüstknader. Ich steh und trah mir den Kopf, aber der Graf schreit mich an, ich soll mir eine neue besorgen. Schön, ich depechier' nach Berlin, die Zange kommt, kostet zwölf Mark, und ich zieh meinen Zahn. Macht sonst 75 Pfennig bei mir, Herr Doktor! Wenn Sie's nötig haben — für Kollegen die Hälfte! "Was kostet die Zange?" fragt der Alte. Ich versprech' mich und sag': "Gräfliche Gnaden, fünfzehn Mark." "Ein teurer Zahn," meint er. Aber ein feiner Mann bleibt ein feiner Mann. Fünf harte Taler legt er mir hin und einen noch dazu für das Reissen. "Aber, Klette," sagt er, "daß für mach er auch die geklemmte Nase noch mit!" Sehen

Sie, Herr Kollega, das muß man verstehen. Eine neue Zange und sechs Mark für den Zahn, ich kann in ganz Berlin fragen, wer das kriegt. Stimmt's? Und acht Tage später schickt der Oberförster von Raintwerder. Den quält auch so 'n Biest von Zahn. Haben sich wohl extra eine neue Zange dafür angeschafft, Geheimrat? fragt er. „Herr Oberförster,“ sag ich, „soll ich etwa in dero Mund mit demselben Instrument rumschüttern, das ich den Bauern in den Rachen steck? I beg your pardon — das würde Gustav Klette nicht wagen!“ War das gut gefagt, Herr Doktor? Ich mein's auch. Dafür zog ich mit zehn Mark ab. Es waren Zeiten!

Er seufzte und schielte mich über das Rognatglas mit listigen Augen an. Ich war gespannt, was folgen würde.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Chinesische Telegraphie. Obgleich die Kenntnis der Elektrizität schon seit vielen Jahrhunderten in China verbreitet ist, betrachten die Chinesen sie noch immer mit abergläubischem Schrecken. Schon 1855 bot Rußland der chinesischen Regierung an, China und Sibirien durch Telegraphenlinien zu verbinden, aber das Anerbieten wurde zurückgewiesen. Erst 1884 erlaubte die chinesische Regierung, daß eine Telegraphenlinie in ihrem Gebiet eingerichtet wurde. In jenem Jahre wurde der Draht bis nach Peking geführt. Die Bewohner befürchteten aber alle möglichen Uebel als Folgen dieser geheimnisvollen und frevelhaften Neuerung; sie glaubten unter anderem, wenn der Schattens einer Telegraphenstange auf das Grab ihrer teuren Dahingeschiedenen falle, daß deren Ruhe gestört wäre. Die Stangen wurden darum häufig ausgegraben und die Drähte zerschnitten oder auf andere Weise beschädigt. Darauf erließ die chinesische Regierung eine Verfügung, die an jeder Telegraphenstange besetzt wurde, daß jeder, der eine Telegraphenstange oder den Draht beschädige, mit dem Tode bestraft würde. Zwei Jahre später wurden die chinesischen Telegraphenlinien ausgebaut. Die in China gebräuchlichen Apparate gehören zu den ältesten ihrer Art. In der Provinz Kanton, der wichtigsten Handelsprovinz des himmlischen Reiches, sind nur sechs Morseapparate. Alle Einrichtungen sind chinesisch. Da die Chinesen kein A-B, sondern für jedes Wort ein besonderes Zeichen haben, so muß zur Uebersetzung eines Telegrammes jedes Zeichen numeriert und die betreffende Nummer telegraphiert werden. Der das Telegramm aufnehmende Beamte sieht auf seiner Tabelle nach und überträgt die übermittelte Nummer in das chinesische Zeichen. Die Tabellen ähneln etwa einer Logarithmentafel, die Zeichen sind in senkrechten Reihen gedruckt. Eine Seite hat zehn Reihen, und jede Reihe enthält zwanzig Zeichen, so daß also jede Seite 200 Zeichen enthält. Da 49 Seiten zu einer vollständigen Tabelle gehören, gibt es also im ganzen 9800 numerierte Zeichen. Jedes kleine Quadrat enthält ein Zeichen für ein Wort und die entsprechende Nummer. Die Telegramme werden nun folgendermaßen aufgegeben: Der Absender schreibt seine Botschaft in chinesischen Schriftzeichen auf einen Vordruck. Diese Botschaft wird dann von einem Telegraphisten nach der Tabelle in Nummern übertragen. Die Nummern werden telegraphiert, und die Empfangsstelle überträgt sie wieder ins Chinesische.

Theater.

Friedrich Wilhelmstädtisches Schauspielhaus: „Brüderchen“, Kadetten-drama in drei Akten von Robert Oberweg. Der Verdacht, den die Bezeichnung Kadetten-drama erregt, bestätigte sich nicht. Hier und da sah es sogar aus, als solle die humanitäre Tendenz des Stüdes sich zu einem entschiedeneren Angriff gegen den arrogant-bornierten, von den Kadettenanstalten in besonderer Reinkultur gepflegten Kastengeist des Militarismus erheben. Aber es blieb bei tastenden und unfruchtbaren Ansätzen. An dramatischer Gestaltungsgabe gebracht es nicht weniger als an der Stoßkraft wigig-pointierender Satire. Statt des Könnens zeigte sich immer nur der gute Wille, der im nüchternflächsten Sinne das Theater als Stätte zur Erteilung beherzigenswerter Lehren auffaßt. Zweifellos die Härte lieblicher Eltern und Erzieher tritt achlos in vielen Tausenden von jungen Menschen-seelen den Keim der Lebensfreude nieder, ersticht durch Ungerechtigkeit des Strafens in den Kindern mit dem Vertrauen und der Liebe zugleich den Antrieb der Wahrhaftigkeit, die Basis jeder höheren ethischen Entwicklung. Gewiß ist es darum auch, wie der Verfasser in den Programmheften zu seinem Stüde schreibt, an sich ein Verdienst, wenn der Künstler zu uns tritt und uns ernst ins Gewissen redet: „Was wißt Ihr vom Kinde!“ Doch das Schlimme ist, daß hier in Wahrheit statt des Künstlers jemand, der auch nicht durch die entferntesten Verwandtschaftsbeziehungen irgendwie mit ihm zusammenhängt, als Mahner auftritt, jemand, der in drei langen Akten wesentlich nicht mehr zu geben weiß, als was jeder, der den „Fall“ in einer kurz gefaßten Reporternotiz läse, sich selber sagen könnte. Diese Art Dramatisierung rechnet mit der ganz naiv-schaalustigen Freude an illustrierender Erläuterung irgendeines mit moralischer Tendenz versehenen Vorganges, etwa wie die Jahrmarktsfänger, die die Wirkung ihrer Liedertexte durch eine Tafel grell bemalter Bilder unterstützen. Indes schien sich der Autor, wenigstens bei der Premiere, damit nicht verrechnet zu haben. Nach jedem Falle des Vorhanges donnerte der Weifall förmlich los. Das Hin und Her der vielen bunten Mäde, der Clan, mit dem den schuldigen Eltern die Wahrheit gesagt wurde, das

Mitleid mit dem armen Jungen, — stoffliche Reize — und der Appell an das moralische Gefühl, versehen das offenbar ganz un-berühmte Publikum in eine Erregung, vielleicht wie sie nur selten durch künstlerische Wirkungen überboten wird. Mit was für peinlichen, ans Lächerliche streifenden Einfällen das Drama arbeitet, zeigt am handgreiflichsten die Katastrophe, die dadurch herbeigeführt wird, daß der schlechte Vater, Oberst v. Schränden, seinem Sohne für ein Kadettenfest statt drei bis fünf Mark, wie es sich gehört hätte, nur eine Mark mitgibt! Das hat Diebstahl und Selbstmord zur Folge! — Der gedrückte junge Bursche erhielt durch Herrn Sarnow eine sympathische Darstellung. Die Herren Holtzhaus, Werner und Frau Agnes Berner fanden sich mit den anderen Hauptrollen in geschickter Weise ab.

Musik.

Einen Robert Schumann-Abend veranstaltete die „Freie Volksbühne“ am letzten Sonnabend im Mozart-Saal. Schumann verbiente solche Ehre; denn in ihm erblicken wir sowohl den Begründer als den Hauptrepräsentanten der neuen romantischen Richtung. Er gilt neben Schubert als der größte Lieberkomponist, hat aber auch auf dem Gebiete der Instrumental- wie dramatischen Musik ganz hervorragende und bleibende Schöpfungen vollbracht. Die Konzertleitung war bestrebt, sowohl den Lieberkomponisten, wie den Symphoniker zu Ehren zu bringen. Diese Absicht wurde vollkommen erreicht durch die künstlerischen Kräfte, die sich in den Dienst des Unternehmens gestellt hatten. Allen voran wird Herr Dr. Leopold Hirschberg zu nennen sein, der wohl die Zusammenstellung des Programms besorgt hatte und dem wir hier wieder als einen ausübenden Musiker begegnen, der mit hoher pianistischer Kunstfertigkeit einen ausserlesenen feinen Geschmack verbindet. Fräulein Käthe Becker halte den Gesangspart übernommen. Bestridender Wohlklang der Stimme und Lieblichkeit der Erscheinung vereinigten sich hier, um den in Schumanns Liedern eingeschlossenen Hauch der Sehnsucht und eigenen Stimmungszauber erklingen und auf die Herzen der Hörer unmittelbar wirken zu lassen. Eingeleitet wurde das Programm durch Schumanns Fest-Ouverture mit Gesang über das Rheinweintlied (Martin Claudius und Wolfgang Müller von Königswinter). Dies Werk ist, wie Dr. Hirschberg mitteilt, in Berlin bisher noch niemals zur Aufführung gelangt. Fräulein Becker und Dr. Hirschberg sangen die Soli. Es ist nun wohl möglich, daß wir der „Fest-Ouverture“ in voller Wiedergabe (mit Chorgesang) irgenbeimall begegnen. Außer diesem Werke brachten die Herren Konzertmeister J. Gutdeutsch (Violine) und Dr. Hirschberg die A-moll-Sonate, eins der schönsten Kammermusikschöpfungen Schumanns, in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör. Den Abschluß des Abends bildete die Symphonie Nr. 4 D-moll. Sie wurde durch das Symphonie-Orchester unter Leitung des Herrn Kapellmeisters Karl Zimmer in wahrhaft glanzvoller Weise zur Aufführung gebracht und trug dem ausgezeichneten Dirigenten wie seiner Musikerschar tausenden Applaus ein.

Hans Heiling. Wenn es überhaupt möglich ist, daß ein Operntheater ohne Subvention sich hält und vielleicht sogar mehr als das tut, so läßt sich diese günstige Zukunft von unserem Vorhingen-Theater erhoffen.

Das Vorhingen-Theater leistet beides: eine so weit möglich künstlerische Ausführung, und vor allem die Pflege wirklicher Kunstprodukte. In dem etwas engen Rahmen, der hier begreiflicherweise einzuhalten ist, gibt es immer noch Werke, deren Aufführung so gut wie nicht entbehrt werden kann. Seit im Jahre 1893 das hiesige alte Opernhaus eine seiner wirklichen Erstaufführungen gebracht hat, den „Hans Heiling“ von Heinrich Marschner, war dieser Komponist ein Liebling des deutschen Opernpublikums, der in jeder Weise nahe an Karl Maria Weber heranreicht. Allmählich aber wurde auch die Erinnerung an ihn so wenig gepflegt, daß eine Wiederaufnahme seines Hauptwerkes ein entschiedenes Verdienst ist.

In gleicher Weise verdienstlich sind die einzelnen Bemühungen des Direktors Max Garrison, der uns am vergangenen Sonnabend die Neueinstudierung der „romantischen Oper“ vorführte. Zwar waren die langen Pausen des Abends so störend, daß man die Direktion nur dringend bitten kann, darin zweckmäßiger vorzugehen. Fraglich mag es auch sein, ob die Sängerin der jugendlich dramatischen Partie, Josephine Gerder-Grünwald, auf dem richtigen Posten stand. Sie neigt weitaus mehr zum Heiteren und Pifanten, kurz zur Opernfourette, als zum tragischen Ernst. Um so erfreulicher ist es zu sehen, wie sich die Sängerin seit Jahren aus einer wenig beachteten Stellung herausgearbeitet hat und nun ihre Stimme den Anforderungen einer solchen Rolle grotenteils anzupassen versteht; die schauspielerische Kraft müßte allerdings noch gestärkt werden. Ihr Tenorpartner war William v. Hagthausen — ebenfalls ein Künstler, der mit einer vornehmen Anlage auch die Arbeit der eigenen Entwicklung verbindet. Eine hoch dramatische Partie hatte Emmy Schwabe inne, zwei Buffo-Rollen waren bei den Herren Wolter und Vieban verhältnismäßig sehr gut aufgehoben. Die Regie von J. Greuberg und die Orchesterdirektion von M. Grim hielten die Aufführung wenigstens gebiegen zusammen.

Ohne irgend ein „verhältnismäßig“ und „wenigstens“ können wir unsere Freude über die Wiedergabe der Titelrolle durch Dr. Präu aussprechen. Der Inhalt des Stüdes gibt dem Vertreter

dieser Partie reichlich Gelegenheit, entweder sich auszuzeichnen oder aber das Wesentliche zu übersehen. Die Geschichte von dem Könige der Erdgeist, der sein Reich verläßt, um an der Seite eines geliebten Menschenkinnes Befriedigung zu finden, aber schwer enttäuscht zurückkehrt, führt uns auf die Höhe dessen, was wir als deutsche Romantik kennen und wohl immer wieder gerne genießen. Hier handelt es sich speziell darum, daß eine übernatürliche Figur die dämonische Rücksichtslosigkeit und geradezu satanische Tüde mit der erbarmungswürdigsten Weichheit und Schwäche des Menschen vereinigt. Und dieses Zueinanderspielen zweier verschiedener Welten wird wohl nicht sobald einem Darsteller so gut gelingen, wie dem genannten Künstler, der allerdings weniger mit sinnlicher Urkraft, aber desto mehr mit einer gesteigerten künstlerischen Intelligenz die Rolle ins Große anlegt und bis ins Kleinste durcharbeitet. Wenn wir hiermit seine darstellerische Kraft voranstellen, so meinen wir keineswegs, daß wir es mit einem „ausgefungenen“ Sänger zu tun haben. Im Gegenteile scheint sich die Stimme des Sängers immer noch zu verbessern; und höchstens ein etwas gar zu großer Gegensatz gegen das Flachsingen, ein Nachgeben gegen die Verführungen einer der wuchtigsten und sonorsten Baritonstimmen, mag hier und da stören. sz.

Völkerrunde.

Eine Idylle von den Eskimos. Ein Mitglied der Mittelfen-Expedition, W. Stefanson, gibt jetzt einige bemerkenswerte Mitteilungen über seinen Aufenthalt unter den Eskimos auf der Herrschelinsel. Ihre Nahrungsmittel bestanden fast nur aus Walfisch, kleinen Fischen und Eisbär. Die Erlegung des Wildes übernahmen die Eskimos. Sie sind zum großen Teil mit modernen Gewehren ausgerüstet und wissen mit ihnen meisterhaft umzugehen. „Unsere Mahlzeiten umfassen täglich zweimal rohen Fisch, meist gefrorenen, und einmal gekochten Fisch oder gekochtes Fleisch. Anfangs lockte ich alle Lebensmittel, aber davon kam ich bald ab; die Arbeit und die Umstände waren zu groß, und mit der Zeit kam ich soweit, daß mir rohe Fische besser mundeten als gekochte. Die Eskimos verstanden kein Wort englisch, waren völlig unzivilisiert und alle Heiden; aber es ließ sich trefflich mit ihnen leben, nie wich ihre gute Laune von ihnen, und selbst an Hungertagen bewahrten sie ihren frischen Humor. Ihr Familienleben war musterhaft in seiner Harmonie. Nie beobachtete ich einen Streit, nie hörte ich ein zorniges Wort zwischen den Gatten. Nie sah ich die Züchtigung eines Kindes; die Kleinen waren die best-erzogenen Kinder, die ich je gesehen. Diebstahl ist unter diesen unkultivierten Heiden etwas völlig Unbekanntes . . . Diese Eskimos leben in fast völliger Kommunismus, und dieses System scheint sich bei ihnen trefflich zu bewähren. Alle Lebensmittel sind gemeinsames Gut, ein Waisenkind geht genau so gut gekleidet, wie der Sohn des reichsten und einflußreichsten Mannes des Stammes. Für die Alten und die Krüppel wird gesorgt, genau wie für die Jungen, Gesunden und Kräftigen.“

Aus dem Pflanzenleben.

Greife Sträucher. Im Tierreich, besonders unter den Vögeln, erreichen einige Individuen ein sehr hohes Alter. So sollen Krähen und Papageien in der Freiheit 500 Jahre alt werden. Müdert erinnert in seinem Gedichte „Der Anturenpapagei“ an einen solchen Sohn der Wildnis, der die Sprache eines längst erloschenen Volkes bewahrt hatte. Aber nicht nur im Tier-, sondern auch im Pflanzenreich erlangen einzelne Vertreter eine recht stattliche Anzahl von Lebensjahren. Dr. Kanninghofer erzählt in der Zeitschrift „Flora“, daß in den Launswaldungen ein Wacholderstammchen gefunden wurde, das 297 Jahre alt war. Sein Stammdurchmesser betrug nur 49 Millimeter. Ein anderes Exemplar von der Halbinsel Kola zählte 544 Jahre, und ein dritter Strauch, im Kirchspiel Ernos in Fivland, hatte 502 Sommer erlebt. — Der Mutterstod einer Salix arctica (ortliche Weide) besaß 99 Jahresringe, eine andere Weide 130 und eine dritte, deren Stammchen faul war, wurde auf 200 Jahre geschätzt. Eine ostgrönländische Zwergbirke war 80jährig, eine Retula odorata von der Halbinsel Kola konnte ihren 102. Geburtstag feiern. Ein Lorbeerbaum in einem Park bei Brighton in Südenland war 50 Jahre alt. Daß der Lorbeerbaum ein hohes Alter erreicht, versichern uns schon die Schriftsteller des klassischen Altertums. Pausanias z. B. erwähnt den Lorbeerbaum der Syrer als einen der ältesten Bäume der damals bekannten Welt. Ein Apfelsinenbaum im Garten zu Versailles wurde 1411 in Navarra angepflanzt und kam 89 Jahre später nach Versailles. 1861 war dieser Baum also schon 450 Jahre alt und trug, trotz der Jahre, immer noch reichlich Blüten. — Berühmt war auch eine Weinstaupe, die der Sonnenkönig im Park zu Fontainebleau pflanzte. 1870 hat sie der kalte Winter leider vernichtet. — Eine wundervolle alte Efeu-Plantage findet sich an einem Torturme in Stolpen (Sachsen). Sie soll 100 Jahre zählen und wird nur übertroffen von dem Efeu zu Nebenstein in Niederösterreich, der 400 Jahre alt sein soll. — Die gleiche Zahl von Jahren hat auch der Wurzelstod des berühmten 1000jährigen Rosenstocks am Dom zu Hildesheim. Diese Rosa canina (Hundsrose) hat acht Sprosse, deren Geburtstagsjahr auf keinen Porzellanschildchen angegeben ist. Der unterirdische Wurzelstod maß 94 Zentimeter im Jahre 1883, und der älteste Sproß ist nunmehr 44jährig. — Ein Schlehdornstrauch

(Crataegus oxyacantha) war 500 Jahre alt. Berühmt ist der Schlehdorn im Garten der Gesellschaft Resource zu Soest. Schon im 16. Jahrhundert wurden unter seinen Ästen Geschenke an die Bewohner der Stadt verteilt. Was gerade die Sträucher zu so hohem Alter befähigt, ist noch ein ungelöstes Rätsel der Natur.

Humoristisches.

— **Katung, Sand!** Das Manövrieren der lenkbaren Luftschiffe wird nachgerade zu einer Gefahr, gegen die die Gefährlichkeit der Automobile ein Kinderpiel ist.

Die Straßen Berlins sind kaum noch zu passieren. Der Magistrat muß die Straßenlaternen den ganzen Tag lang brennen lassen, weil die Luftschiffe alles Sonnenlicht abhalten. Die Passanten tragen aufgespannte Sandschirme, die mit Kruppschen Panzerplatten bespannt sind. Die Souterrainwohnungen sind durch den herunterrieselnden Sand fast vollständig zugeworfen worden und alle Augenblide müssen verschüttete Kinder von der Feuerwehr ausgegraben werden. Der Kreuzberg ist bereits 3527 Meter hoch und wird voraussichtlich im nächsten Frühjahr die Höhe der Jungfrau erreichen. Die Gelehrten habe eine Abweichung der Erdschneise entdeckt, die darauf zurückgeführt wird, daß die Erde in Berlin durch die ungeheuren dort aufgelagerten Sandmassen zu schwer geworden ist und herüberhängt.

— **Kleines Gespräch.** Interviewer: Was ist eigentlich nach der Anschauung von Ew. Durchlaucht der Unterschied zwischen Konservatismus und Liberalismus?

Bilow: Der Unterschied ist der: Für das, wofür die Konservativen aus prinzipiellen Gründen sind, sind die Liberalen aus tatsächlichen Gründen. Ihre Frage, mein Herr, wird übrigens bald gestandslos werden. Bei uns wird bald die Zeit kommen, in der die Konservativen sich auflösen und den liberalen Parteien als Mitglieder beitreten werden. („Jugend“.)

In einer mitteldeutschen Stadt steht auf einem öffentlichen Brunnen nach dem Wunsche des Stifters:

Ein jeder soll nach seiner Lust genießen,
Gar manchem Wanderer soll die Quelle fließen.
Goethe.

Darunter hängt ein Schild:

Das Trinken aus diesem Brunnen ist hiernit polizeilich untersagt.
Die Polizeiverwaltung.
 („Simplicissimus.“)

Notizen.

— Der Giordano-Bruno-Bund wird diesen Winter wieder mit einer Reihe von Veranstaltungen hervortreten. Bei deren erster wird am 28. Oktober, abends 8 Uhr, Bruno Wille im Berliner Rathhause einen Vortrag über das Thema: „Die monistische Weltanschauung in Goethes „Faust“ halten.

— Die im Lessing-Theater in Berlin zur ersten Aufführung gelangten drei Einakter von Felix Salten sind unter dem Gesamttitel „Vom anderen Ufer“ in S. Fischers Verlag in Buchform erschienen.

— **Erdbebenschatten** heißt in der Erdbebenkunde ein Gebiet, das von einem Erdbeben verhältnismäßig verschont bleibt, während andere in gleicher Entfernung vom Ausgangspunkt gelegene Gegenden davon in Mitleidenschaft gezogen werden. Nun hat Professor Monti nach einer Mitteilung der „Nature“ festgestellt, daß der Aetna eine gewisse Schutzwirkung beim Eintritt von Erdbeben auf der Insel Sizilien ausübt, indem die auf seiner Vorderseite liegenden Ortschaften den Stoß nicht fühlen.

— **Englische Heringsfischerei.** Das milde Herbstwetter, dessen sich England bisher wie ganz Europa zu erfreuen hatte, hat auch bei den Heringen seine Wirkung gehabt. In diesem Jahre hat sich ihre Ankunft bei „Smiths Knoll“, einer ihrer Lieblingsstätten bei Plymouth, länger als gewöhnlich verzögert, und noch heute landen die letzten schottischen Heringsdampfer ihre Beute bei Grimshby. Nur schwer macht sich der Festslandbewohner von dem gewaltigen Umfange der Heringsfischerei eine Vorstellung. Allein an der englischen Ostküste sind in der Hauptzeit viele Hunderte von Fahrzeugen tätig. Die Zahl der Boote beträgt rund 1700. Vor zwanzig Jahren noch waren die Segler Alleinherrscher, aber nach und nach haben die Dampfer sie ziemlich verdrängt. Die Dampfer sind durchschnittlich 25 Meter lang, bei einer Breite von 6 bis 6½ Meter und mit Maschine und Regastrüstung repräsentiert jeder einen Wert von über 60 000 M. Jedes Fahrzeug schleppt etwa zwei (englische) Meilen Neze mit sich, die an Schwimmböjen nahe an der Oberfläche gehalten werden; die Massen der Fische ziehen dann die Neze langsam fort und wenn sie so stark geworden sind, daß die Schwimmböjen untertauchen, so beginnt das Einholen der Neze. In einer guten Nacht erbeutet ein Fahrzeug etwa 20 Lasten, jede zu etwa 10 000 Heringen. Die 1700 englischen Fahrzeuge würden also bei guten Verhältnissen in einer einzigen Nacht rund 340 000 000 Heringe abfangen; freilich kommt es nie vor, daß alle Fahrzeuge zu gleicher Zeit in See sind. Zu diesen Zahlen, die sich nur auf die britische Ostküste beziehen, kommt dann noch die Jagd der deutschen, holländischen und nordischen Fischerstollen — und doch bedeutet das alles nur einen kleinen Bruchteil der Milliarden von Heringen, die ungehindert ihren Feinden entgehen und frei dem wärmeren Süden zustreben.